

Lichtenstein-Gallberger Tageblatt

50. Jahrgang.

Beilage zu Nr. 233.

Sonntag, den 7. Oktober

1900.

Was ist schön?

Von Dr. L. R. Wohler.

(Nachdruck verboten.)

Nur selten noch hört man das alte Wort: „Es ist ein Unglück, dumme Knaben und häßliche Mädchen zu haben.“ Heute spielt der Mammon die Hauptrolle, er erseht alles. Wenn im alten Griechenland eine Mutter von den Göttern das höchste Glück für ihre Kinder ersehnte, so erbat sie in erster Linie Schönheit für dieselben. Im alten Griechenland war der Kultus des Schönen so ausgebildet, daß er noch heute wie ein leuchtender Schimmer über jenem Lande liegt.

Wenn in jenen alten Zeiten irgend Jemand die griechischen Weisen gefragt hätte, was Schönheit sei, so würden sie auf die goldene Statue der Pnyne gewiesen haben, die, von Praxiteles geschaffen, im Apollo-Tempel stand.

Welcher Weise würde heute eine solche Antwort geben? Wer könnte sie geben bei der immer weiter schreitenden Vernachlässigung des menschlichen Körpers? Schämten sich doch die sogenannten Platoniker sogar, daß sie überhaupt einen Körper besäßen.

So lassen sich für alle Epochen und für alle Nationen Beweise erbringen, daß der Schönheitsbegriff ein sehr veränderlicher war und noch ist. Das deutsche Gretchen, heute noch das Ideal vieler Deutschen, wird vielleicht nur wenigen Franzosen gefallen. Und umgekehrt, mancher Deutsche wird für die gefeierte Pariser Schönheit keine Begeisterung finden.

Je anders das Klima, die Umgebung, der Weltteil, desto größer der Unterschied in den Vorstellungen von dem, was schön ist. Diese Ansichten stehen sich manchmal so entgegengesetzt gegenüber, daß es komisch wirkt.

Wir halten weiße Zähne für ein Zeichen der Gesundheit und Schönheit. Die Einwohner auf dem malayischen Archipel färben ihre von Natur sehr schönen Zähne schwarz, rot und blau. Sie schämen sich, weiße Zähne zu haben „wie ein Hund“.

Bei uns läßt sich die bekannte „Velle Irene“ für Geld sehen. Man bewundert die kunstvolle Tätowierung auf dem Leibe der Dame, aber welche unserer jungen Damen würde den Wunsch hegen, ähnlich geschmückt zu werden? Wohl keine einzige. Dagegen giebt es nicht ein einziges, großes Land, von den Polargegenden im Norden bis nach Neu-

Regelmäßiger Eingang
von
Neuheiten
Eravatten
Kaufhaus
Rudolf Thoma
(vorm. R. Spitz),
Lichtenstein, Markt.

zealand im Süden, wo sich die Ureinwohner, Männlein wie Weiblein, nicht tätowierten.

Bei uns wird das Antlitz seiner Schönheit wegen bewundert und sorgfältig gepflegt und geschont. Bei den Wilden ist es der bevorzugte Platz der Verstümmelung. Hätten nicht Reisende, wie Humboldt, Darwin und andere Autoritäten, die Sachen bestätigt, man würde manches nicht glauben. So werden in vielen Teilen der Welt bei den Menschen die Nasenscheidewand, manchmal auch selbst die Flügel derselben, durchbohrt, um Ringe, Stäbchen, Federn und andere Zierrate in die Löcher einzuführen. Hierher gehört auch das „Belele“ der Frauen im Sambesigebiet, welches beim Lachen die Lippe bis über die Augen emporhebt. Bei den Botokuden ist das Loch in der Unterlippe so groß, daß eine Holzscheibe von vier Zoll Durchmesser hineingethan wird.

Als der berühmte Reisende Livingstone erstaunt nach dem Zwecke des Belele, dieses seltsamen Zierrates, frag, erhielt er die erstaunte Gegenfrage: „Das ist doch schön?“

Der amerikanische Indianer verlangt von seiner Schönen, daß sie ein breites, plattes, glattes Gesicht, kleine Augen, hohe Wangen, niedrige Stirn, breites Kinn, eine lobige Hafennase und eine gelbbraune Haut besitzt. Das ist sein Ideal einer weiblichen Schönheit. Und wie steht es in dieser Hinsicht bei uns? Möglich ist es, daß wir uns innerhalb eines Jahrzehnts innerhalb unserer

Grenzpfeile über die Schönheit einer Dame einigen und sie allgemein anerkennen. Wenn wir aber unsere Grenzen überschreiten, wechselt das ästhetische Ideal wie die Wolken über uns.

Bei uns gelten starke, dunkle Augenbrauen und Wimpern als eine Schönheit. Die Indianer von Paraguay aber reifen beides aus, indem sie diese sonderbare und schmerzhaft Operation damit begründen, daß sie nicht aussehen mögen wie ein Pferd. Die Eingeborenen des oberen Mils schlagen sich die vier Schneidezähne aus, indem sie sagen, sie möchten nicht ausschauen wie Tiere. Ihrem Beispiel folgen auch die südlich von ihnen wohnenden Batakos, das heißt nur zum Teil, denn sie begnügen sich meist damit, sich nur die oberen beiden Schneidezähne auszuschlagen, was ihrem Gesicht, infolge des Vorspringens der unteren Kinnlade, ein wildes und widriges Aussehen giebt. Diese Völker halten das Vorhandensein der Schneidezähne für äußerst unschön und beim Anblick von Europäern riefen sie aus: „Seht, wie garstig, diese großen Zähne!“ In verschiedenen Teilen Afrikas spitzt man die Schneidezähne durch Feilen zu.

Man ist in einem großen Irrtum, wenn man annimmt, daß unsere weiße Gesichtsfarbe den Wilden imponiere. Bei allen farbigen Rassen gilt die weiße Haut als garstig. Selbst europäische Reisende haben behauptet, daß mitten im tropischen Urwald die schwarze, blanke, sammetne Hand des Negers ästhetisch prächtig wirke, während die weiße Haut des Europäers den Eindruck des Krankhaften mache. Darwin schreibt: „Unwillkürlich war meine Empfindung: wie unnatürlich und krank erscheint doch unsere bleiche Farbe unter dieser heißen Sonne, in dieser Blütenpracht des Urwaldes, inmitten unserer Brüder mit der heller oder dunkler braunen, sammetnen Haut.“

So erscheint es klar, daß die Frage: „Was ist schön?“ von jedem Menschenstamm anders beantwortet werden wird. Jeder Stamm hat seinen besonderen Apoll und seine Aphrodite.

Unsere bezopften Brüder im Innern ihres großen Landes China halten alle Europäer für häßlich, weil sie eine weiße Haut und vorspringende Nasen haben. Auch unsere Augen gefallen ihnen nicht. Der Reisende Vogt bemerkt dazu, daß die schräge Stellung der Augen, welche den Chinesen und Japanern eigentümlich ist, auf den Gemälden dieser Völkerstaaten absichtlich übertrieben werde, um die volle Pracht und Schönheit dieser Stellung hervorzuheben.

Lebensstürme.

Roman von Max Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Hier in der entzündenden Natur fühlte er sich leicht und frei.

Da tauchten die Zinnen des Schlosses hinter den prächtigen Stämmen auf und einige Reiterschreie erkundeten die Pferde zu rascherem Laufe.

Noch hatte er das hohe Eisengitter, welches Schloß Eichenhorst von der Buchenallee abschloß, nicht erreicht, als ein großer, schöner Leonberger durch das Unterholz brach und an den Pferden empor sprang, gleichzeitig rief eine helle Mädchenstimme seinen Namen und seine schöne Koufina trat raschen Schrittes an den Wagen heran.

Er warf dem hinter ihm stehenden Diener die Zügel zu und sprang vom Wagen.

„Das ist lieb von Dir, Dora, daß Du mir entgegen kommst. Ich muß ein Zauberer sein, denn soeben dachte ich an Dich. Du tauchtest wie mein Glücksstern auf.“

Er ergriff beide Hände des schönen Mädchens und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Arm in Arm gingen sie dem Schlosse zu.

Der alte Graf empfing Herbert äußerst herzlich. „Es freut mich aufrichtig, Herbert, daß ich Dich einmal wieder hier habe. Du weißt, wir führen ein stilles Leben, aber diese Ruhe, die stärkende Lust wird Dir gut thun, denn, offen gesagt, Du siehst matt und abgespant aus; fehlt Dir etwas, warst Du krank?“

„Nein, lieber Onkel, durchaus nicht, aber der stramme Dienst im Regiment —“

„Ja, ja“, entgegnete der Graf, „kenne das, war auch einmal ein junger Reiteroffizier, man

schiebt alles auf den Dienst. Na, Jugend muß austoben, aber das Herz muß dabei auf dem rechten Fleck bleiben. — Du brauchst mich nicht so sonderbar anzusehen, mein Junge, hege ja gar keinen Zweifel bei Dir. Doch, nun mache es Dir bequem. Dein Zimmer hat Dora herrichten lassen!“

„So komm, Herbert“, rief Dora, „ich führe Dich selbst auf Dein Zimmer.“

Das Zimmer Herberts lag im Erdgeschoß, dicht neben der großen Terrasse, welche in den Park führte, und war mit allem Luxus und Bequemlichkeiten ausgestattet. Sonnenschein übergoß mit zitterndem Glanz das friedliche Heim.

Baron Herbert warf sich in einen Sessel und musterte die Einrichtung. „Das muß man sagen, Dora, so oft ich nach Eichenhorst komme, finde ich meine Behausung schöner eingerichtet, und das, glaube ich, habe ich Dir zu danken; habe ich richtig geraten?“

„Gewiß, Herbert, ich kümmere mich stets darum, daß Du Dein Zimmer recht wohnlich vorfindest. Diesmal aber findest Du sogar noch manches Stück darin, was mir gehört, denn ich selbst habe es eine Zeit lang bewohnt, da meine Wohnung neu hergerichtet wurde!“

„Doppelt angenehm, liebe Dora“, rief Herbert, indem er auf ein Eckstränkchen zuschritt, „und was sehe ich, ein neues Bild von Dir?“

„Du irrst, Herbert, das Bild bekam ich von meiner Gesellschafterin, Fräulein Mühlberg. Du wirst sie heute beim Abendessen kennen lernen. Sie ist eine reizende Person und erst seit einigen Tagen im Schloß!“

Der junge Mann hatte das Bild ergriffen und betrachtete es aufmerksam. „In Wahrheit ein auffallend schönes Mädchen, doch Dir, liebe Dora,

hält sie nicht das Gleichgewicht, Du bist die Rose von Eichenhorst.“

„Aber Herbert“, erwiderte die Komtesse lächelnd, „Du wirst ja poetisch, das hätte ich Dir wahrhaftig nicht zugetraut. Du bist doch wie alle Männer heutzutage, der Mund geht Euch über, voller Ertase, sobald Ihr einen neuen Stern findet, dann folgt die Abkühlung und zuletzt die Unhöflichkeit.“

„Vielleicht irrt sich meine schöne Koufina doch etwas in meiner Person“, entgegnete Herbert etwas verlegen, indem er ihr die Hand reichte, „ich bin wirklich nicht so schlecht wie mein Ruf. Jeder junge Mann macht einmal einen leichtsinnigen Streich. — Jetzt aber, Dora, laß uns Frieden schließen und gute Kameraden bleiben.“

„Von Herzen gern, Herbert, — also auf gute Kameradschaft!“

Der Abend dunkelte herein, als Herbert das Speisezimmer betrat. An der Tafel stand eine junge, schlankte Dame und legte einzelne Rosen auf die Mitte der Tafel. Das weiße, reine Oval mit den kindlichen Zügen drückte Adel und Herzensgüte aus. Ein heiteres Lächeln spielte um die roten, leicht geöffneten Lippen. Es war eine Gestalt, wie sie die Phantasie des Künstlers vor unseren entzückten Augen entstehen läßt. Regungslos verharrte er einige Sekunden, er glaubte zu träumen, die Schönheit des Mädchens verirrte ihn vollends. Ein heißer Strom wallte in seinem Herzen auf, als sie die Augen aufschlug und mit einer leichten Verbeugung von der Tafel zurücktrat.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, sagte er mit zitternder Stimme, daß ich Sie in Ihrer Beschäftigung gestört habe, doch ich glaubte meinen Onkel bereits hier. Habe ich die Ehre, Fräulein Mühlberg vor mir zu sehen?“

(Fortsetzung folgt.)